

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Philosophische Studien.** Von W. Wundt. Leipzig, Engelmann. 1897.

13. Bd., 3. Heft. W. Wundt, Ueber naiven und kritischen Realismus. III. S. 323. Dritter Artikel. II. Der Empiriokriticismus. Beziehungen zu Spinoza, zu Herbart und Hegel: „Von Spinoza durch Herbart zu Hegel.“ Scholastischer Charakter des Empiriokriticismus. „Der Scholasticismus wird wohl in zwei Merkmalen gesucht werden dürfen: erstens darin, dass man in der Auffindung eines fest gegebenen und auf die verschiedensten Probleme in gleichförmiger Weise angewandten Begriffsschematismus die Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Forschung erblickt; und zweitens darin, dass man auf gewisse Allgemeinbegriffe und folgeweise auch auf diese Begriffe bezeichnenden Wortsymbole einen übermässigen Werth legt, wodurch dann eine Analyse der Wortbedeutungen in extremen Fällen eine leere Begriffstüftelei und Wortklauberei an die Stelle der Untersuchung der wirklichen Thatsachen tritt, aus denen die Begriffe abstrahirt sind.“ Dies tritt bei Avenarius stark hervor: Da gibt es Fidental, Existential, Secural, Notal, Idential, die Tautote, Heterote, das Affectional und Confectional usw. Auch die potentiale Energie leidet an den Fehlern der „Potenz“ der Scholastiker. Der Empiriokriticismus ist eine Entwicklungsform des Materialismus; denn von den Schwankungen des Systems *C* hängen die Vitalreihen ab. Die „Principal-coordination“ hebt alle Naturwissenschaft auf. Denn sie besteht in der untrennbaren Verbindung eines centralen Systems *C*, eines menschlichen Nervensystems mit einer Umgebung als Gegenglied. Darnach kann die Naturwissenschaft von vormenschlichen Zuständen nichts sagen. Die Einwände gegen den Causalitätsbegriff, insbesondere die Ersetzung desselben bei Petzoldt durch das Gesetz der „Eindeutigkeit“ beruhen auf Misverständnissen: die Definition der Psychologie ist unzutreffend, der psychophysische Parallelismus wird zur Hinterthüre hereingerufen, nachdem man ihn zur vorderen hinausgeworfen. Die psychische Causalität und Kraft wird zu ihren „Müttern im Reiche der Fetische“ geworfen,

aber in der „Tendenz“, „Anlage“, „Streben“ kommt sie wieder in's Leben. — **Fr. D. Sherman, Ueber das Purkinje'sche Phänomen im Centrum der Netzhaut. S. 434.** Die Ergebnisse widersprechen vielfach denen von J. v. Kries. Der Vf. stellte fest: „1) Das Purkinje'sche Phänomen wird im Centrum unter denselben Bedingungen wie in der Peripherie gesehen. 2) Das Farbloswerden im indirecten sowohl wie im directen Sehen kann nicht auf einen Stäbchenaffect bezogen werden. 3) Die Wahrnehmbarkeit des Roth im Centrum ist grösser als die des Blau und gegen die Peripherie hin fallen die Schwellenwerthe näher zusammen. . . . 4) Die Farbenschwellen bei 20 Minuten Adaptation und indirectem Sehen sind etwas erhöht, aber der Verlust des Roth ist grösser als der des Blau. 5) Es gibt eine Adaptation für Farben im Centrum, die darauf gerichtet ist, die Farbenwahrnehmung bei Dunkeladaption in gleichem Maasse wie bei Helladaption zu erzielen. . . . Jedenfalls aber ändert die Dunkeladaption das relative Verhältniss des Roth und Blau, welches für Helladaption gilt, nicht.

4. Heft. P. Mentz, Untersuchungen zur Psychophysik der Farbenempfindungen am Spectrum. S. 481. Farbenton, Farbengrad und Helligkeitsgrad sind die drei unterschiedenen Momente der Farbenwahrnehmung, indem ersterer die Qualität, beide letzteren deren Quantität berücksichtigen. Der Farbenton als solcher ist keiner Steigerung fähig, sie kommt ihm mit Rücksicht auf den Farbengrad, die Sättigung des Tones zu. Diese drei Momente können in alle möglichen Combinationen zu einander treten, und diese Combinationen stellen alle Möglichkeiten der Erfahrung im Gebiete der Farbenwahrnehmung dar. — **G. Fr. Lipps, Ueber Fechner's Collectivmaaslehre und die Vertheilungsgesetze der Collectivgegenstände. S. 579.** In einem nachgelassenen, im Auftrage der »Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften« herausgegebenen Werke Fechner's wird die Maaslehre der Collectivgegenstände entwickelt. Ein Collectivgegenstand ist nach F.'s Definition ein solcher, „der aus unbestimmt vielen nach Zufall variirenden Exemplaren besteht, die durch einen Art- oder Gattungsbegriff zusammengehalten werden.“ Diese Lehre hat die innigste Beziehung zur Statistik. Da ein Collectivgegenstand aus unbestimmt vielen Exemplaren besteht, so erfordert seine Beschaffung Abzählungen oder Messungen an einer grossen Menge einzelner Gegenstände. Sie beruht auf Massenbeobachtung und ist also als eine Aufgabe der Statistik zu bezeichnen. — **G. Heymans, Berichtigung. S. 613.** Wundt hat bei Besprechung der von Heymans gegebenen Erklärung der Müller-Lyer'schen und anderer Täuschungen dieselbe misverstanden. Unter dem „Contrastverhältniss“ versteht jener ein rein psychologisches, was gegen die Intentionen Heymans geht. — **W. Wundt, Bemerkungen zu vorstehender Berichtigung. S. 616.** Wundt bestreitet dieses.

2] Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie.

Von Fr. Carstanjen und O. Krebs. Leipzig, Reiland. 1897.

21. Jahrg., 3. Heft. A. Riehl, Bemerkungen zu dem Problem der Form in der Dichtkunst. S. 283. (Erster Artikel.) Es werden die Grundbegriffe der Kunstlehre A. Hildebrand's entwickelt und erläutert, um sodann auf das Formproblem in der Poesie angewandt zu werden. In der Schrift: „Das Problem der Form in der bildenden Kunst“ hat Hildebrand gezeigt, wie sich „aus dem Bedürfniss des Künstlers nach klarem Ausdruck für Raum und Form in der Erscheinung — zu allen künstlerischen Zeiten gegenüber der Masse der natürlichen Erscheinungsarten — consequenter Weise eine Grundart von künstlerischer Erscheinung herausbilden muss.“ In dieser, vom Gegenstand der Darstellung unabhängigen künstlerischen Erscheinungsart sieht er daher den eigentlich künstlerisch-sachlichen Inhalt, der unbekümmert um allen Zeitenwechsel, seinen inneren Gesetzen folgt.“ Die Anschauungen, welche zu diesem Ergebnisse führen, sowie dieses Ergebniss selbst, lassen sich verallgemeinern und auf alles künstlerische Schaffen übertragen. Insbesondere für die Poesie drängt sich eine Betrachtung ähnlich der von Hildebrand für die bildende Kunst durchgeführten gleichsam von selber auf. „Die höchste Aufgabe des Künstlers ist: »Die Einheit der Functionswerthe als Einheit der Raumwerthe zu erfassen« und darzustellen. Damit löst die bildende Kunst mit ihren Mitteln und auf ihren Wegen das Problem, das aller Kunst als solcher vorgezeichnet ist: »die Ueberwindung des Stoffes durch die Gestalt.«“ — **O. Krebs, Der Wissenschaftsbegriff bei Hermann Lotze. S. 307.** (Schluss.) Lotze's Stellung zur Methode Hegel's und zu der der Materialisten und der Naturwissenschaft, schliesslich zu jeder Universalmethode überhaupt. Kritik der Lotze'schen Ansichten über die Methoden der Wissenschaft. Unterschied der gewöhnlichen „bürgerlichen“ Erkenntnismethode von der wissenschaftlichen nach Lotze. Für L. besteht der allgemeinste Gegenstand der Wissenschaft in Fragen, Problemen. Eine der Wissenschaft vorausgehende Kritik hat die wissenschaftlichen Fragen von den anderen zu scheiden, doch widerspricht sich L. selbst in dieser Forderung. Folgen von L.'s Ansichten über den Gegenstand der Wissenschaft für seinen angestrebten Monismus. Resultat: „In scharfsinnigen Einzelanregungen mehr, wie in dem Ueberblick über die Consequenz und Widerspruchslosigkeit seiner Gesamtanschauung suchen wir die Verdienste Lotze's und in der Stellung, die er der zeitgenössischen Philosophie gegenüber einnahm.“ — **R. Willy, Die Krisis in der Psychologie. S. 332.** (Dritter Artikel.) Brentano's principielle Unterscheidung von Vorstellung und Urtheil hat keinen erfahrungsmässigen, sondern einen spirituell-metaphysischen Ursprung. Dies wird gezeigt durch eine Betrachtung der

„intentionalen Inexistenz bei Brentano nebst Berücksichtigung von K. Twardowski („Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen“):“ Beeinflussung C. Stumpf's (Tonpsychologie) durch Brentano. Kurze Schilderung der „Psychologie des Erkennens“ von G. K. Uphues. Kritik der neuen Theorie der Empfindungsintensität von Brentano. Dieser definiert die Intensität als ein gewisses Maas von Dichtigkeit der Erscheinung im allereigentlichsten Sinne; es ist eine Uebertragung der Atom-Vorstellung auf die Empfindung. Das Violet können wir uns z. B. aus unendlich kleinen rothen und blauen Mosaikstücken zusammengesetzt denken und nun diese Mosaikmonaden dichter oder weniger dicht zusammengedrängt vorstellen. Ein intensiveres Violet ist nun zusammengesetzt aus rothen und blauen Mosaikstiften, welche für sich weniger intensiv, d. h. weniger dicht gruppirt sind. Ebenso sind die Qualitäten aus unendlich kleinen Uebergängen zusammengesetzt. — **Dissentius, Berichterstattung. S. 354.** „Kleine Sachen“ — **Rehmke, Bemerkungen zu R. Willy's zweiten Artikel über die „Krisis in der Psychologie“ I. u. II. S. 363.** Rehmke hatte die Subjectlosigkeit des Bewusstseins so stark betont in seiner „Allgem. Psychologie“, dass er die Spiritualisten Materialisten nannte; und nun wurde er trotzdem von Willy Anhänger der alten Seelensubstanz genannt. Dagegen ereifert sich Rehmke und beklagt sich über arge Misverständnisse. — **R. Willy, Erwiderung auf die Bemerkungen von Prof. J. Rehmke. S. 370.** „Von mir kann R. die Versicherung entgegennehmen, dass seine Antwort mir sagt, ich hätte nicht eine Silbe zurückzunehmen.“

4. Heft. J. Kodis, Der Empfindungsbegriff. S. 425. Dieser Begriff wird auf empiriokritischer Grundlage betrachtet. Derselbe bezieht sich nur auf Fälle der „relativen“ Betrachtung. Empfindung ist Elementar-begriff sowohl in bezug auf Wahrnehmung als auch auf Vorstellung und Theilmoment von beiden. Denkbarkeit der Isolirung einer einzelnen Empfindung und eines einzelnen Elementes. Je nachdem der Empfindungsbegriff durch Zergliederung der Wahrnehmung oder der Vorstellung gebildet ist, gehört er zwei verschiedenen Kategorien an; letzterer gehört der Erkenntnistheorie an, ersterer der Psychophysik. Verfehlt ist der Versuch, „die Empfindungen als identisch mit den Elementen zu letzten Einheiten der Welt stempeln zu wollen.“ — **G. Uphues, Das Bewusstsein der Transscendenz. S. 453.** Die Frage, wie die Vorstellung etwas von ihr Verschiedenes uns kund thun könne, wird dahin beantwortet, dass die Vorstellung das von ihr Verschiedene, an dessen Unerkennbarkeit festgehalten werden müsse, vertritt, darstellt und abbildet. Diese Beziehung der den Gegenstand vertretenden Vorstellung auf den Gegenstand ist das Gegenstandsbewusstsein oder das Bewusstsein des Transscendenten. Der Vf. vertheidigt die aristotelische „Abbildungs“theorie gegen die heute allgemein verbreitete „Objectivations“theorie. — **H. Schwarz,**

Erkenntnistheoretisches aus der Religionsphilosophie Thiele's. S. 474. Bei dem gegenwärtigen Stand der Philosophie darf es nicht befremden, dass eine Religionsphilosophie weitläufige erkenntnistheoretische Fragen behandelt, um so mehr, wenn, wie Thiele thut, der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit auf die „Philosophie des Selbstbewusstseins“ gegründet wird.

3] **Archiv für systematische Philosophie.** Von P. Natorp. Berlin, G. Reimer. 1897.

4. Bd., 1. Heft. **E. Koch, Richard Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung.** S. 1. Kurze Darstellung des Empirio-kriticismus, vielfach mit den eigenen Ausdrücken des Meisters. — **H. Kleinpeter, Die Entwicklung des Raum- und Zeitbegriffes in der neueren Mathematik und Mechanik und seine Bedeutung für die Erkenntnistheorie.** S. 32. Die von H. Hertz in seiner nachgelassenen Mechanik dargelegte Ansicht von Raum und Zeit dürfte das alte Problem endgiltig lösen, indem sie eine zwischen der Newton'schen und Kant'schen mittlere Stellung nimmt. Da man eine Nicht-Euklidische Geometrie widerspruchlos durchführen kann, so ist der bekannte Raum nur ein thatsächlich Gegebenes und also Kant widerlegt. Aber ebenso wenig als wir allen Raum als gleichförmig, nämlich eben, beweisen können, vermögen wir die Gleichheit von Zeitintervallen constatiren; es kann also auch eine nicht gleichförmige Zeit geben; die gleichförmige ist annähernde Thatsache (!). — **J. Bergmann, Ueber Ernst Mach's philosophische Ansichten.** S. 44. Der Vf. legt „Die populär-wissenschaftlichen Vorlesungen“ (1896) und „Die Wärmelehre“ von Mach seiner Darstellung zugrunde. Die Naturwissenschaft hat nur zu beschreiben, die Physik ist nur Naturgeschichte. Die Ursache will M. ganz eliminirt wissen, ebenso die Substanz. „Wo wir eine Ursache angeben, drücken wir nur ein Verknüpfungsverhältniss, einen Thatbestand aus, d. h. wir beschreiben.“ Die eigentliche Substanz ist die Energie; aber dennoch hat „die Substanz-auffassung des Energieprinzips ihre natürliche Grenze in den Thatsachen, über welche hinaus sie nur künstlich festgehalten werden kann. „Kann man denn nicht auch denken, dass ein Ding an einem Ort vergeht, und an einem anderen ein gleiches entsteht?“ Und dieser grosse Feind aller Metaphysik kommt schliesslich auf eine abenteuerliche Willensmetaphysik. Etwas dem „Willen Analoges“ nimmt er auch in der leblosen Natur an, nur volle Persönlichkeit einem Baum oder Stein zuzuschreiben, „erscheint auf unserer Culturstufe unbegründet.“ „Mach ist ein klares Beispiel, dass man bei dem Empfindungsphänomenalismus nicht stehen bleiben kann, wie dies schon Aristoteles angedeutet hat, und dass man durch Streichung des Substanz- und Ursachbegriffes erst recht „in eine willkürliche Metaphysik geräth.“ — **K. Ueberhorst, Das Wesen der Auf-**

merksamkeit und der geistigen Sammlung. S. 65. Die Aufmerksamkeit „ist diejenige intellectuelle Function, welche darauf gerichtet ist, einen gegebenen Wahrnehmungs- oder Gedankeninhalt in einem oder mehreren seiner Momente oder im ganzen richtig aufzufassen.“ Damit verlässt der Vf. seine frühere Auffassung, als wenn die Aufmerksamkeit ein Willensact wäre. Er erkennt jetzt den Unterschied zwischen willkürlicher und unwillkürlicher Aufmerksamkeit als unwesentlich an: im Grunde entstamme jede Aufmerksamkeit einem Wollen. Die geistige Sammlung wird oft mit der Aufmerksamkeit verwechselt. Aber dieselbe „muss definiert werden als ein Zustand des völligen Aufgehens der jeweiligen intellectuellen Function einer Person in die Ausführung einer einzigen Aufgabe.“ — **M. Dessoir, Beiträge zur Aesthetik. S. 78.** Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kunst. „Die Wissenschaft macht die Erlebnisse erkennbar, die Kunst macht sie geniessbar. Deshalb herrschen auf der einen Seite Rationalität, Objectivität, Ursächlichkeit, Nothwendigkeit, auf der anderen Seite Anschaulichkeit, Subjectivität, Zweckmässigkeit, Freiheit.“

2. Heft. E. Koch, Richard Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung. S. 129. — **J. Zahlfleisch, Ueber Analogie und Phantasie. S. 160.** Der Vf. will in dieser „historisch-kritischen Studie“ feststellen, „auf welche Weise die Wissenschaften sich der Phantasie bedienen, um ihre Gesetze handlicher zu gestalten.“ Dies weiss er sogar bei der Mathematik und sogar bei dieser vor allem durchzuführen. — **L. Stein, Wesen und Aufgabe der Sociologie. S. 191.** „Im Vordergrund des sociologischen Interesses stehen heute die Vertreter der »organischen Methode«: Spencer, Schäffle, Worms, Lilienfeld, Fouillée und mit einiger Einschränkung P. Barth.“ J. St. Mill vertritt vier Methoden: die geometrische, chemische, physikalische, historische; Bouglé ebenfalls vier: die speculative, physikalisch-chemische, organische, psychologische; Tarde die ideologische, physikalische, biologische, psychologische. Der Vf. übt Kritik an der wenigstens einseitig geübten organischen Methode und redet der historischen das Wort. „Und so sollte denn die Sociologie fürderhin beide Methoden mit gleichem Eifer pflegen: die organische als heuristisches Princip und die vergleichend historische als normbildenden Factor.“ Denn „die teleologische Nothwendigkeit, das sociale Sollen, ergibt sich eben als ein ungezwungenes Facit aus den constatirten Rythmen des bisherigen socialen Geschehens.“

4] **Archiv für Geschichte der Philosophie.** In Gemeinschaft mit H. Diels, W. Dilthey, B. Erdmann, P. Natorp, Ch. Sigwart und E. Zeller hrsg. von L. Stein. 10. (Neue Folge 3.) Bd. Berlin, Reimer. 1896/97. 1. u. 2. Heft.

R. Wahle, Metaphysik und Geschichte der Philosophie. S. 1. — **P. Natorp, Die Entwicklung Descartes' von den „Regeln“ bis zu**

den „Meditationen.“ S. 10. „Ist Descartes Idealist? Ist er es schon im ersten Stadium seiner Philosophie, in den »Regeln«, oder erst von dem Augenblick an, wo er in der Selbstgewissheit des Ich den neuen Mittelpunkt der Philosophie entdeckte?“ „Seine Metaphysik ist . . . eine bloße Anwendung seiner »Methode«, die Methode aber ist fertig in jenem ersten Stadium. . . . Es ist nur der Triumph der Methode, dass durch sie auch die Metaphysik und damit das Ganze der menschlichen Erkenntnis, wenigstens der theoretischen, ein neues Fundament erhält. Um so wichtiger ist es zu betonen: in dem Grundgedanken der Methode Descartes' ist, was man mit Fug seinen Idealismus nennen kann, vollständig enthalten; er liegt darin sogar in einer reineren Gestalt, als in seiner entwickelten Metaphysik.“ — **P. Kupka, Die Willenstheorie des Descartes. S. 29.** — **D. Greiner, Der Begriff der Persönlichkeit bei Kant. S. 40.** „I. Die Persönlichkeit im transscendentalen Sinne.“ „II. Die moralische Persönlichkeit . . . Somit erhalten wir als Resultat unserer Untersuchung: Grundlage und Voraussetzung der moralischen Persönlichkeit ist die empirische Persönlichkeit, das mit Verstand begabte Wesen, welches in der auf Denken beruhenden Vorstellung des Ich eine numerisch-identische Einheit für die Mannigfaltigkeit der Anschauung und der Vorstellungen hat. Sie ist eine Erfahrungsrealität. Die moralische Persönlichkeit dagegen ist eine Idee. Sie bezeichnet das noumenale Subject des Sittengesetzes, das den Allgemeinwillen vernünftiger Wesen, somit auch der Menschheit ausdrückt. Wesentlichste Merkmale sind Freiheit und Unabhängigkeit von dem Naturmechanismus und Zugehörigkeit zu einer intelligibeln Ordnung der Dinge, zu einem Reich der Zwecke. Sie ist Endzweck und hat daher absoluten Werth. Insofern sie Zweckidee ist, erhält sie praktische Bedeutung als regulative Maxime durch das Pflichtgebot.“ „III. Schlussbemerkungen.“ — **Zahlfleisch, Die Polemik des Simplicios (Coroll. p. 601—645 des Commentars ed. Diels) gegen Aristoteles' Physik A 1—5 über den Raum. S. 85.** — **P. Tannery, Une lettre de Beneri à Mersenne. S. 110.** — **L. Stein, Die Socialphilosophie im Zeitalter der Renaissance. S. 157.** An die Schwelle der socialphilosophischen Litteratur der Renaissance ist Dante's *De Monarchia* zu setzen; so verlangt es die von ihm selbst verkündete Originalität seiner socialphilosophischen Schriftstellerei, sowie der Umstand, dass seine Werke schon die charakteristische Eigenart der Renaissance: Wiederentdeckung der menschlichen Individualität, an sich tragen. Hat die Renaissance den Bruch des Feudalstaates herbeigeführt und die Alleinherrschaft des römischen Kaiserthums wie der Kirche zertrümmert, so hat Dante nur die erste Hälfte dieser Aufgabe zu lösen unternommen. Marsilius von Padua begründet die Lehre von der Volkssouveränität. Bei Wilh. Occam findet sich bereits der ganze Apparat des Naturrechts und der Vertragslehre. Auch Nik. Cusanus arbeitet dem

modernen Staatsbegriff in seiner „*Concordantia catholica*“ mächtig vor. Doch sind die Arbeiten des ausgehenden Mittelalters zwar Rudimente einer Staatsphilosophie, hingegen nur dürftige Ansätze zu einer Socialphilosophie. Eine solche wird erst möglich, als mit der ungehemmten Entfaltung der geistigen Persönlichkeit die Vorbedingungen zur Bildung einer „Gesellschaft“ gegeben waren. In dem socialphilosophischen Grundwerk der Renaissance, den *Nóμοι* des Gemistos Plethon, liegt der erste Entwurf einer socialen Reform grossen Stiles vor, von den Historikern der Rechts- und Staatsphilosophie noch gar nicht herangezogen, auch weniger bedeutend durch Kühnheit und Consequenz des Gedankenganges, als durch den mächtigen Einfluss der Persönlichkeit Plethon's auf Humanismus und Renaissance (in Valla, Guicciardini, Macchiavelli, Bodin). — **K. Praechter, Krantor u. Ps.-Archytas. S. 186.** — **Zahlfleisch, Die Polemik des Simplicius gegen Alexander und Andere in dem Commentar des ersteren zu der Aristotelischen Schrift „de coelo“ S. 191.** — **H. Diels, Ueber Anaximanders Kosmos. S. 228.** Das kosmische System A.'s nach Aristoteles und Theophrast's Excerpten aus den *Φυσικῶν δόξαι*. — **C. Güttler, Gassend oder Gassendi? S. 238.** Die letztere Schreibweise verdient den Vorzug. — **Miscellen von M. Grünwald. S. 116.** — **Jahresberichte:** Cl. Bäumker, Bericht über die abendländische Philosophie im Mittelalter 1891—1896. S. 127, 247. — W. Windelband (u. P. Hensel), Deutsche Litteratur der letzten Jahre über vorkantische neuere Philosophie. S. 290. — Neueste Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie. S. 152, 313.

5] **Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.** Von H. Ebbinghaus und A. König. Hamburg und Leipzig, L. Voss. 1898.

15. Bd., 3. Heft. J. Cohn, Experimentelle Untersuchungen über das Zusammenwirken des akustisch-motorischen und visuellen Gedächtnisses. S. 161. Ein Buchstabe kann als gehörter Laut, oder als Sprachbewegung oder als geschriebene Form im Gedächtniss behalten werden. Bei dem einen Menschen ist mehr das eine, bei dem anderen mehr das andere Gedächtniss entwickelt. Diese verschiedenen Gedächtnisse wirken auch zusammen und bedingen so die grossen Verschiedenheiten des Erinnerungsvermögens. Versuche mit Buchstaben ergeben: „1. Ein wesentlich mit akustisch-motorischen Bildern arbeitendes Gedächtniss wird durch Störungen akustisch-motorischer Art stärker beeinträchtigt, als ein hauptsächlich visuell verfahrenendes. 2. Bei akustisch-motorischen Störungen tritt, wo die Anlage dies nur irgendwie möglich macht, das visuelle Gedächtniss helfend ein. — **H. Münsterberg, Die**

verschobene Schachfigur. S. 184. Werden zwei einander benachbarte Schachbrettquadrate um ein halbes Quadrat in verticaler Richtung verschoben, so erscheint die Trennungslinie nicht mehr genau vertical, sondern schräg geneigt, und zwar oben nach rechts, wenn die weissen Quadrate der rechten Seite um ein halbes Quadrat tiefer stehen als die weissen der linken Seite, dagegen oben nach links, wenn die weissen rechts höher stehen als die weissen links. Vf. hält seine Erklärung dieser optischen Täuschung durch Irradiation gegen Lipps und Heymans fest.

— **A. Meinong und St. Witasek, Zur experimentellen Bestimmung der Tonverschmelzungsgrade. S. 189.** Es ergeben sich manche Abweichungen von den Resultaten Faist's und Stumpf's. Die Abstufung der Verschmelzung innerhalb einer Octav wäre: Octav, Quint, Quart, grosse Sext, grosse Terz, kleine Terz, kleine Sext, Triton usw. Ueber die Octav hinaus: Duodecim, Doppeloctav, grosse Decim usw. Nämlich die Behauptung St.'s, dass die Intervalle über die Octav hinaus dieselben Verschmelzungsstufen darbieten wie innerhalb derselben, bestätigte sich in keinem Falle. Mit Bezugnahme auf Ebbinghaus¹⁾, der gegen Helmholtz annimmt, „dass sich in jeder Zelle des Schneckenerven im Laufe der Zeit nicht nur eine starke Gewöhnung an die Eigenperiode ihres Resonators ausbilden muss, sondern daneben auch noch eine ziemlich starke Gewöhnung an doppelt so schnelle oder dreimal so schnelle Schwingungen“, gibt er zwei Gründe der grösseren Verschmelzbarkeit zweier Töne an: „a) je näher ihnen der Klang steht, auf den sie als Partialtöne bezogen werden können, b) je grösserer Zahlenwerth dem Verhältniss ihrer Schwingungszahlen zukommt.“ Thatsächlich konnten 11 Verschmelzungsstufen diesem Schema und damit der Ebbinghaus'schen Theorie subsumirt werden.

— **L. Hofbauer, Ueber die Ursachen der Differenzen zwischen wirklicher und scheinbarer Körpergrösse. S. 206.** Manche Menschen machen den Eindruck bedeutenderer Grösse als sie wirklich nach Ausweis der Messung haben, andere erscheinen verhältnissmässig klein. Bei näherer Prüfung ergibt sich, dass ersteres von einem Uebergewicht der unteren Gliedmassen gegenüber der Länge des Rumpfes, letzteres von dem Zurücktreten derselben herrührt. Dies beruht auf einer optischen Täuschung, wie man durch geometrische Figuren nachweisen kann. „Auf ein schmales hohes Rechteck wird ein breites Parallelogramm aufgesetzt. In nicht zu geringer Entfernung davon wird ein zweites schmales Rechteck gezeichnet, welches zwar gleiche Breite hat wie das der ersten Figur, jedoch inbezug auf seine Höhe gegen dasselbe bedeutend zurücksteht. Auf dieses wird nun ein Parallelogramm aufgesetzt, welches genau ebenso breit ist wie das der ersten Figur, jedoch um soviel an Höhe das letztere übertrifft, als das schmale Rechteck, auf welchem es basirt, hinter dem entsprechenden der ersten Figur zurückbleibt; dadurch wird die Gesamthöhe

¹⁾ Grundzüge der Psychologie. S. 318.

der beiden Zeichnungen, die nunmehr schwarz angelegt werden, vollkommen gleich. Trotzdem scheinen dieselben inbetreff ihrer Höhenausdehnung ganz beträchtlich zu differiren und zwar in der Weise, dass die Figur mit dem höheren Grundrechteck bedeutend grösser als die andere zu sein scheint.“ Auch durch Streckung des Halses auf Kosten des Rumpfes kann die scheinbare Grösse des Körpers vermehrt werden, was A. Dürer beim Hochwuchs anwendet, auch beim Apollo von Belvedere zu beobachten ist.

4. Heft. J. v. Kries, Ueber die Farbenblindheit der Netzhautperipherie. S. 247. „Als das überraschendste und theoretisch wichtigste Ergebniss können wir wohl das bezeichnen, dass bei farblosem Sehen am nasalen Gesichtsfeldrande das Aequivalenzverhältniss der Lichter einerseits bei hohen Intensitäten und helladaptirter Netzhaut, anderseits bei geringer Lichtstärke und Dunkeladaptation ein völlig verschiedenes ist.“ „Die total farbenblinden Zonen eines normalen und eines protanopischen Sehorgans sind bezüglich der Helligkeit, mit der sie verschiedene Lichter sehen, von einander völlig verschieden.“ „Der Unterschied des protanopischen und des deutanopischen Sehorgans besteht in der Peripherie bis zu den grössten Excentricitäten in derselben typischen Deutlichkeit wie im Centrum.“ Die Hering'sche Theorie der Gegenfarben lässt sich sicher in ihrem ganzen Umfange nicht halten; „in vielen Beziehungen liegen die thatsächlichen Verhältnisse vollkommen anders, als es in jenen theoretischen Constructionen angenommen worden ist.“ — **C. Stumpf, Neueres über Tonverschmelzung. S. 280.** Richtet sich gegen die von den Ergebnissen des Vf.'s abweichenden Behauptungen Faist's, Külpe's, Meinong-Witasek's. In dem Hauptpunkte der Verschmelzungslehre besteht gar keine Meinungsverschiedenheit; dieser ist die Abstufung der Verschmelzung für Octave, Quinte, Terz: dass der Grad der Verschmelzung von den Schwingungsverhältnissen abhängt, hatte Stumpf nur als approximativen Leitfaden angesehen. Vf. bestreitet die Einwände F.'s, M.'s, W.'s gegen die von ihm behauptete Unabhängigkeit der Verschmelzung von der Intensität der Theiltöne. Die Unterscheidbarkeit der letzteren darf nicht mit der geringeren Innigkeit der Verschmelzung verwechselt werden. Uebrigens wird doch auch die Octave als solche d. h. der Verschmelzungsgrad erkannt, wenn auch der eine Ton minimale Stärke hat. Wird denn die Consonanz durch Verminderung der Stärke des einen Tones zur Dissonanz? Durchaus unhaltbar erscheint dem Vf. die Aufstellung Külpe's, dass durch Hinzufügung von Tönen die Verschmelzung abnehme. Auch die Behauptung von F., M., W., dass die über die Octav hinausgehenden Intervalle geringere Verschmelzungsgrade besässen, bestreitet er entschieden. „Woran erkennen wir überhaupt die Doppeloctave, wenn nicht daran, dass die beiden Töne die gleiche Verschmelzung und nur grössere Distanz haben wie bei der Octave?“

B. Philosophische Aufsätze aus Zeitschriften vermischten Inhalts.

1] Stimmen aus Maria-Laach. Jahrg. 1897. Freiburg, Herder.

10. Heft. C. A. Kneller, Die Entstehung der Evangelien nach Professor A. Harnack. S. 457. A. Harnack erklärt in seiner „Geschichte der altchristlichen Litteratur bei Eusebius“ die Bemühungen der Baur'schen Schule inbezug auf die Abfassungszeit der neutestamentlichen Schriften für „principielle Tendenzkritik“ „Wir sind“, sagt er mit Bezug auf die neueste Einleitung in's »Neue Testament« von Jülicher, welche bereits als »rückläufig« bezeichnet werden kann, „in der Kritik der Quellen des ältesten Christenthums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung zur Tradition“ (S. X). Freilich, die Glaubwürdigkeit der Wunder wird damit nicht anerkannt. Dann „warum sollen 30 bis 40 Jahre nicht ausgereicht haben, um den geschichtlichen Niederschlag inbezug auf die Werke und Thaten Jesu zu erzeugen, den wir in den synoptischen Evangelien finden?“ (S. X). Das Johannes-Evangelium freilich findet keine Gnade. Die äusseren Zeugnisse sprechen nicht gegen den apostolischen Ursprung (S. 656—675). Aber „die innere Kritik“ ist entscheidend: „Der Abschnitt Joh. 21, 20—23 setzt den Tod des Jüngers, den der Herr lieb hatte, augenscheinlich voraus; anderseits kann man ihn nicht aus dem 21. Capitel herausbrechen. Dieses 21. Capitel aber zeigt keine andere Feder als die, welche die Cap. 1—20 geschrieben hat. Damit ist wiederum erwiesen, dass der Schreiber von Cap. 21 somit auch der von Cap. 1—20 nicht der Zebedaide sein kann, dessen Tod eben vorausgesetzt ist. . . . Wie man diesen Thatbestand nicht zu sehen oder in Abrede zu stellen vermag, ist mir unverständlich“ (S. 675—677). — Freilich, wenn man in der Annahme der Unmöglichkeit einer Prophezeiung befangen ist, wie Harnack. Nachdem der Versuch des Reimarus das Uebernatürliche in den Evangelien zu beseitigen, nämlich die Evangelisten als Lügner zu bezeichnen, sich nicht halten konnte, versuchte es H. E. G. Paulus mit der natürlichen Erklärung: Die Evangelisten wollten gar keine Wunder berichten. Da auch dieser Versuch zu plump war, nahm D. F. Strauss zur „absichtslos dichtenden Sage“ seine Zuflucht. Darum legte die Thübinger Schule Baur's einen sehr langen Zeitraum zwischen den Tod Christi und die Abfassung bezw. Redaction der Evangelien. Dagegen gibt neuestens der bedeutendste liberale Forscher und Kritiker zu, dass die Evangelien ungefähr in der Zeit entstanden sind, welche die Ueberlieferung ihnen anweist: Markus ca. 65—70, Matthäus 70—75, Lukas 78—93, Johannes zwischen 80 und 110. Aber ungefähr ebenso alt ist das Aegypter- und das Hebräer-Evangelium, auch rührt keines der vier Evangelien von einem Apostel her, speciell das Johannes-Evangelium hat

der Presbyter Johannes verfasst. Die jetzigen Evangelien enthalten spätere Zusätze. Für inspirirt wurden sie erst gegen 200 mit anderen Schriften vermischt gehalten, als Neues Testament dem Alten als gleichwerthig an die Seite gesetzt. Anfangs trugen die Evangelien gar keinen Namen; das Evangelium war noch „durch seinen Inhalt autorisirt und bedurfte keiner apostolischen Empfehlung und keines historischen Schutzes“ (I, 622). Später machte sich das Bedürfniss geltend, sie durch einen apostolischen Verfasser autorisiren zu lassen; darum schrieb man einfach darüber: „Evangelium nach Matthäus.“ Solche mit Apostelnamen versehene Evangelien verdrängten nun die anderen, so das Aegypter-Evangelium, das in der alexandrinischen Kirche Decennien lang in Gebrauch gewesen war. — Aber damit wird der alttestamentlichen Kirche eine offenbare Fälschung ohne allen Beweis vorgeworfen, und den Christen eine erbärmliche Leichtgläubigkeit in der wichtigsten Sache zugemuthet, selbst den Bischöfen, welche doch um die Echtheit und Unverfälschtheit der biblischen Urkunden so besorgt waren. Wie hätten sich die Alexandriner ihren Besitz durch einen Betrug entreissen lassen? Im ersten Jahrhundert war ohnedies eine solche Fälschung noch nicht möglich, weil ja die Zeitgenossen der Apostel noch lebten; also, wie Harnack annimmt, „in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts.“ Aber auch da lebten diejenigen noch, welche das Evangelium ohne Ueberschrift gebraucht hatten. In der Mitte des 2. Jahrhunderts bezeichnet Justinus M. die Evangelien unbezweifelt als Denkwürdigkeiten der Apostel. Indes, wenn die Evangelien auch von Apostelschülern geschrieben wären, so thut dies ihrer Glaubwürdigkeit keinen wesentlichen Eintrag; für sie gilt mehr oder weniger dasselbe wie für die Apostel. Der grösste Theil der Evangelien soll nach Harnack unecht sein, nämlich alles, was Wunder enthält, insbesondere also die Auferstehungsgeschichte. Warum die Christen später diese Zusätze machten, ist nach Harnack schwer zu bestimmen; es handelt sich nicht um Verstandesgründe, sondern um Schwärmer und Enthusiasten, wie sie in den ersten Kirchen so häufig waren. — Aber haben sich denn wirklich die Tausende der besonnensten Männer durch Schwärmer betrügen lassen und sind für die Schwärmerei in den Tod gegangen zu einer Zeit, wo die historische Wahrheit so leicht constatirt werden konnte? Doch hat Harnack auch ein Verstandesmotiv: Man wollte die alttestamentlichen Prophezeiungen über den Messias in Jesus erfüllt sein lassen, darum erdichtete man die fehlenden Thatsachen. Also der förmlichste Betrug! Und diesen glaubte man und starb dafür. Auf der Auferstehung und dem Wunderleben beruht ja das ganze Christenthum, darauf stützen die Apostel ihre Predigt: sind also jene Wunder erdichtet, dann das Christenthum selbst, und die Evangelien sind dann schlechthin unecht, was doch Harnack selbst nicht zugibt. Sein einziger Grund für die Fälschung ist die aprioristische Leugnung des Uebernatürlichen. Die

Ekstatischen und Enthusiasten sollen das Uebernatürliche in die Evangelien gebracht haben; und doch lässt sich der Enthusiasmus nur auf Grund des Uebernatürlichen im Leben Jesu begreifen. Die Ekstatiker machen nicht den Offenbarungsinhalt, sondern setzen ihn voraus, schauen ihn sinnlich. Neben der Ekstase kann recht scharfer Verstand bestehen wie beim hl. Paulus, der hl. Theresia. Paulus weist die extravaganten Schwärmer auf diesem Gebiete in ihre Schranken. Harnack wendet die sogen. Visionshypothese auf die zweite christliche Generation an, wo sie noch absurder erscheint. — **J. Dahlmann, Buddhismus und ethische Cultur. S. 505.** Beide Begriffe scheinen einander zu widersprechen und doch sind sie einander sehr verwandt. Wie der Buddhismus entgegen dem Schulgezänke der brahmanischen Secten Erlösung durch reine Sittlichkeit bringen will, so auch die „Ethische Cultur.“ Die religiösen Streitigkeiten entzweien nur: „da entbrennt die Leidenschaft und lodert die Flamme auf; und wenn sie sich auch nicht verdichtet zu lodernden Flammen des Scheiterhaufens, so glüht dann doch die Gluth des Hasses.“ Dagegen erstrebt die „Ethische Cultur eine harmonische Erziehung auf ethischem Gebiete, welche in innigstem Einklang mit Vernunft und Wissenschaft vorgeht.“¹⁾

2] **Zeitschrift für katholische Theologie.** 21. Jahrg. Innsbruck, F. Rauch. 1897.

J. Müller S. J., Der Gottesbeweis aus der Bewegung. S. 644. Während dem hl. Thomas der Gottesbeweis aus der Bewegung als *manifestior via* und daher als durchaus stichhaltig erscheint, ist derselbe innerhalb der Scholastik namentlich von Suarez und Scotus beanstandet worden; andere glaubten seine Beweiskraft nur in einer bestimmten Fassung oder mit einer Ergänzung retten zu können. Indessen sieht Vf. in Anbetracht der dem Beweise zu grunde liegenden metaphysischen Ideen keinen Grund; von demselben auch in seiner allgemeinsten Fassung, wonach Bewegung so viel als Veränderung (Uebergang von der reinen Möglichkeit zur Wirklichkeit, oder von einer Wirklichkeit zu einer anderen) bedeutet, abzugehen. Der Beweis selbst setzt sich aus drei Sätzen zusammen: I. „Alles, was der Veränderung unterliegt, wird von einem anderen verändert.“ Nach drei Begründungen dieses Principis werden die Bedenken gegen dessen Allgemeingiltigkeit zurückgewiesen, ausführlicher die aus der Selbstbestimmung des geschöpf-

¹⁾ Vgl. W. Förster, Prof. und Director der Königl. Sternwarte zu Berlin, der auch die Einleitungsrede zur „Begründung einer Gesellschaft für ethische Cultur“ Berlin 1892 hielt. Das ist keine neue Erfindung, Buddha hat dasselbe schon vor Jahrtausenden erstrebt, aber damit alle Cultur vernichtet.

lichen freien Willens sich ergebende Schwierigkeit. „Der freie Wille bestimmt sich ja selbst zu seinen freien Handlungen, und zwar scheint er bei dieser freien Selbstbestimmung jede andere Mitursache auszuschliessen; er scheint also bei seinen freien Acten adäquate Ursache seiner Veränderung . . . zu sein.“ Nach den verschiedenen Auffassungen, die man von der activen Selbstbestimmung hat, kann auf den Einwand eine vierfache Lösung gegeben werden. Die radicalste Beseitigung des Bedenkens durch die physische Prädetermination, sowie der Lösungsversuch Kleutgen's (Phil. d. Vorz. 2. Bd. 2. Aufl. S. 676) scheinen aber mit dem Begriffe der Freiheit unvereinbar zu sein. Als dritte Erklärung „kann jene betrachtet werden, welche die Mehrzahl der Molinisten von dem Zusammenwirken des freien geschöpflichen Willens mit dem göttlichen *concursum* geben. . . . Als vierte Lösung kann gelten eine Erklärung des *concursum*, die von einigen älteren Molinisten gegeben wurde, in der Folgezeit aber ganz der Vergessenheit anheimfiel, bis der Fundamentalsatz derselben neuerdings von De San . . . in scharfsinniger Weise vertheidigt wurde. . . . Wie immer übrigens diese Schwierigkeit endgiltig gelöst werden muss, und wenn auch nicht alles Dunkel in dieser Frage verscheucht werden kann, es ist deshalb keineswegs ein Grund vorhanden, das . . . mit aller Strenge erwiesene Princip zu bezweifeln. . . .“ II. „Aus dem Princip . . . ergibt sich nothwendig, dass es einen unbewegten Bewegter, d. h. eine unveränderliche Ursache aller Veränderung geben muss.“ III. Dieser unbewegliche Bewegter ist persönlicher Gott als subsistirende Erkenntniss, Macht, Liebe usw. IV. Folgerung gegen Schell's Gottesbegriff: Wenn es einen Widerspruch involvirt, „dass ein schon existirendes Wesen sich selbst als adäquate Ursache inbezug auf eine accidentelle Vollkommenheit wirkliche, so ist es noch widerspruchsvoller, von einer Selbstverwirklichung Gottes inbezug auf seine eigene Existenz zu sprechen.“

3] Jahrbuch für Philosophie und speculative Theologie.

Von Dr. E. Commer. Paderborn, Schöningh. 1897/98.

12. Bd., 2. Heft. G. Feldner, Der Urstoff oder die erste Materie.

S. 133. I. Der Urstoff im modernen Sinne. § 1. Die Anerkennung eines Urstoffes überhaupt. § 2. Die Begriffsbestimmung des Urstoffes im modernen Sinne. — M. Glossner, Aus Theologie und Philosophie. S. 170. 1. P. Aertnys, Probabilismus. 2. Dr. Englert, Von der Gnade Christi. 3. Dr. Schell, Die göttliche Wahrheit des Christenthums. — B. Dörholt, Der hl. Bonaventura und die thomistisch-molinistische Controverse. S. 229. Befasst sich mit S. Bonaventurae principia de concursu Dei generali ad actiones causarum secundarum collecta et S. Thomae doctrina confirmata a Fr. Ign. Jeiler O. M.

3. Heft. M. Glossner, Aus Theologie und Philosophie. S. 261. Besprochen werden: 4. E. Rolfes, Ueber die substantiale Form und den Begriff der Seele bei Aristoteles. 5. M. de Wulf, Études historiques sur l'esthétique de S. Thomas d'A. 6. A. Michelitsch, Atomismus, Hylemorphismus und Naturwissenschaft. 7. R. Weinmann, Wirklichkeitsstandpunkt und die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien. 8. C. Braig, Vom Denken. 9. E. Commer, Logik als Lehrbuch dargestellt. 10. J. Cohn, Geschichte des Unendlichkeitsproblems im abendländischen Denken bis Kant. 11. Lange, Geschichte des Materialismus.

— **G. Feldner, Der Urstoff oder die erste Materie. S. 289. § 3.** Die Unmöglichkeit des Urstoffes im modernen Sinne. 1. Der Urstoff im modernen Sinne ist nicht einfach. 2. Der Urstoff im modernen Sinne ist nicht gleichartig. 3. Der Grundstoff im modernen Sinne kann nicht in einheitlicher Weise auf allen Gebieten der Naturforschung zu grunde gelegt werden. 4. Der Stoff im modernen Sinne entspricht nicht den Forderungen des philosophischen Denkens. II. Der Urstoff im Sinne des Aristoteles und der Scholastik. § 1. Der Urstoff des Aristoteles und der Scholastik. 1. Das Wesen des Urstoffes nach Arist. und der Scholastik. 2. Die Eigenschaften des Urstoffes nach Arist. und der Scholastik. § 2. Die Denkbarkeit des Urstoffes im Sinne des Aristoteles. 1. Was überhaupt denkbar ist. 2. Die Denkbarkeit des Urstoffes im Sinne des Aristoteles. — **J. L. Jansen C. ss. R., De ordine caritatis mutuae. S. 333.** — **H. Dimmler, Kritische Bemerkungen über den Begriff der sogen. „conditionate futura.“ S. 369.** Die Kritik richtet sich zunächst gegen Chr. Pesch, der nach dem Vf. das bloß bildliche und das existentielle Sein der *cond. fut.* nicht recht unterschieden hat.